



Niederdeutsches Heimatblatt



Nr. 12

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“
Heimabund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Dezember 1950

Zur Vorgeschichte des Weihnachtsfestes

Bekanntlich sind bei der Einführung des Christentums in germanischen Ländern religiöse Hauptfeste häufiger zu denselben Zeiten angesetzt worden, die den Germanen aus ihrer früheren heidnischen Zeit schon als Festzeiten geläufig waren. So auch das Weihnachtsfest. Zur selben Zeit, zu der sie früher das Mittwinterfest, das die Nordgermanen Julfest nannten, gefeiert hatten, begingen sie nach ihrer Bekehrung auch das Fest der Geburt des Herrn. Das ist sicherlich von den Bekehrern bewußt betrieben worden, um der Masse des Volkes, das oftmals zum Teil den Glaubenswechsel nur unfehlwillig vorgenommen hatte, den neuen Glauben schmackhafter zu machen. Indessen gehen die Ansichten über den Ursprung des heidnischen Mittwinterfestes der Germanen immer noch weit auseinander.

Nach herkömmlicher Auffassung entstammt das heidnische Mittwinterfest der Naturmythologie und ist als Sonnenwendfest aus Freude über die Wiederkehr der Sonne, nachdem sie ihren tiefsten Stand erreicht hatte, gefeiert worden. Dieser Auffassung hat auch Hermann Allmers in seinem Gedicht „Altgermanisches Julfest“ gehuldigt, wenn es dort heißt:

„Hört, wie es schon braust und tobt und kracht
Hoch in den Wolken Nacht auf Nacht.
Es kündigt Wodans wildes Heer
Des holden Lichtes Wiederkehr.
Nun naht des Jahrs hochheil'ge Zeit,
Die Julzeit naht, macht euch bereit,
Mit jungem Grün vom Tannenbaum
Und Hülzen schmückt den hellen Raum.
Den Mistelzweig steckt an die Wand,
Den knorr'gen Julblock facht in Brand...“

Und weiter:

„Wenn sich das holde Licht erheit,
Ach elend, wer sich dann nicht freut.“

Gegen diese Auffassung haben sich neuere Forscher, wie Nielsen, Mogk und Höfler gewandt und geltend gemacht, daß keinerlei Beweise und wenig Wahrscheinlichkeit für sie sprächen. Sie sehen dagegen zum Beispiel in der Sage vom wilden Jäger, die die Vertreter der älteren Auffassung für sich ins Feld führen, Kulte geheimnisvoller Männerbünde, die in heidnischer Zeit in den langen oder rauhen Nächten, den „Zwölften“ der Mittwinterzeit, ausgeführt wurden, sich widerspiegeln. Sie seien gepflegt worden, um den Windgott Wode zu ehren und zu beschwören, die Fruchtbarkeit der Felder im kommenden Jahr günstig zu beeinflussen.

Es ist nachgewiesen, daß der Sturmgott Wode auch der Gott des Todes und der Toten war; er verkörperte das dunkle Prinzip, die Winternacht, und galt als der Führer des Totenheeres. Daher ist nach Ansicht dieser jüngeren Forscher das Mittwinterfest eher als ein allgemeines Totenfest anzusprechen, an dem nach der Sage vieler germanischer Stämme Wode als Führer des

Totenheeres durch die Lüfte über die Felder zieht. In Schweden bezeichnet man die Geisterscharen, die zur Julzeit durch die Wolken toben, als das Julvolk oder das Totenvolk, und in der Harzgegend vertreibt den Wind, gott Wodan der wilde Jäger Hacheiberend, der hier mit einem christlichen Gewand bekleidet ist, das aber den ursprünglich heidnischen Gott nicht zu verbergen vermag.

Die dem Wode geweihte Zeit ist, wie schon bemerkt, die Zeit der „Zwölfe“ in der Mittwinterzeit, die die Nordfriesen als die Zeit „zwischen Alt und Neu“ noch heute bezeichnen. Wer bildete nun das Gefolge des Sturmgottes, wenn er mit ihm durch die Wolken zog? Es wurden alle hiesigen darln aufgenommen, deren Leben durch Erhängen geendet hatte, hatte er doch selbst nach einem bekannten Vers der Edda (Havamal, Vers 139; Tynle Bd. II, S. 170) einst am woladigen Schicksalsbaum gehangen. Jedem der germanischen Götter mußte ursprünglich sein Opfer auf eine ganz bestimmte, nur ihm eigene Weise dargebracht werden; so war das Aufhängen die Opferart für Wodan. Hierzu stimmt es, wenn der römische Schriftsteller Tacitus (Annales I, 61) berichtet, daß der Cherusker nach der Schlacht im Teutoburger Walde die römischen Gefan-

gen zu Ehren ihrer Götter gehängt hätten. Wie daraus hervorgeht, hatte das Hängen bei den Germanen den Charakter einer kultischen Handlung zu Ehren des Wodan, später wohl der Götter überhaupt. Der Charakter einer besonders schimpflichen Todesart ist ihm erst später beigelegt worden.

Auch festliche Gelage gehörten zum Bestande des Mittwinter- oder Julfestes, an dem nur Männer teilnahmen, zusammen den Eberkopf verzehrten und aus dem Horn oder dem Metzkug das Gedächtnis „die Minne“ der Toten und Götter tranken, wie es in der Helmskillinglagaga geschildert wird: wie der Jarl bei der Feier des Julfestes aus dem Trinkhorn zuerst die Minne des Odins trinkt, dann die andern alle daraus trinken, dann auf Nerthus, endlich auf den großen Thor. Reste solcher Totenfeiern haben sich auch in Wurfen in dem feierlichen „Danken“ bei Begräbnissen noch lange erhalten (vgl. Gesch. d. L. Wurfen von v. d. Osten, 2. Aufl., S. 271).

So hat die Feier des Mittwinterfestes auch nach dieser Auffassung die Brücke geschlagen zur bedeutungsschweren Feier der Geburt unseres Herrn, zur frühlichen Weihnacht.

R. Wiedelich

Wald und Wall — Wasser und Wind

Wohl kaum ist in einer vergangenen Zeit von diesen Dingen mehr gesprochen worden als jetzt. Immer mehr hat sich die Überzeugung durchgesetzt, daß das Schicksal des deutschen Waldes das Schicksal des deutschen Volkes ist. Die Seele der Heimat geht von der belebten Natur in die unseres Volkes über. Von der Natur laufen die Strahlen aus, die wir im Wesen des Volkstums, in Musik, Dichtung und Kunst verfolgen können.

Aber nicht von diesem ideellen Wert des Waldes soll hier gesprochen werden, sondern von den verheerenden Auswirkungen der Holzeinschläge, die auf Anordnung der Militärregierungen und infolge der furchtbaren Brennstoffnot hervorgerufen wurden. Kahlschläge in den Wäldungen und die rücksichtslose Vernichtung von Straßenbäumen und Wallhecken sind die Folgen seiner Verhältnisse, die geradezu eine katastrophale Entwicklung zu nehmen, drohen.

Einst, in den Anfängen unserer Volkwerdung, entsproß der Wald in dichten Urwäldern dem ungeschwächten Boden. Nicht nur im Binnenlande, auf den Geest- und Lössböden, sondern auch in der Marsch wuchsen an den hohen Ufern der Flüsse und Priele Eiche und Hahel. Die Baumstümpfe-Horizonte und die Baumreste unter den Kleischichten bezeugen es. Die ersten Siedler, die wagemutig in die Marsch vorstießen, fanden hier genügend Holz zum Bau ihrer Häuser. Viel stärker war natürlich der Waldbestand auf der Geest. Zahlreiche Ortsnamen in unserer engeren Heimat beweisen das: Elmlohe (Almenwald), Bramel (einst Brameloh = Ginsterswald), Holfel, Ankelohe, Bokeloh (Buchenwald), Appeln, Wulsbüttel, Neuenwalde, Altenwalde und andere. Durch den mittelalterlichen Raubbau ist der Wald gelichtet worden. Sicher ist, daß bei den vielen verheerenden Sturmfluten viel Holz für die Deiche gebraucht worden ist. Auch für Schiffsbauten. Forstwirtschaft stellte fest, daß allein die Saline in Lüneburg in ihrer Blütezeit einen Holzbedarf hatte, der dem Holzstande einer mittleren Oberförsterei gleichkam. Auch in der prähistorischen Zeit ist durch Rodung manches Stück Wald verschwunden. Nach der landläufigen Ansicht sind Eisen und Kohle die Grundpfeiler unserer Wirtschaftsführung. Beide aber sind ohne Holz nicht zu erschließen; deswegen ist und bleibt das Holz der Schlüsselstoff unserer Technik, Industrie und unserer Kultur. Aus diesem Grunde ist es ein unbedingtes Erfordernis unserer Gegenwart, daß die durch Großschläge verursachten Schäden durch vorausschauende Planung beseitigt werden.

Viel gefährlicher als die erkennbare gegenwärtige Holzknaptheit aber ist die drohende Gefahr, die uns in der Zukunft treffen kann, wenn nicht vorgebeugt wird. Daß man den prächtigen Eichenbestand um das alterwürdige und weithin bekannte Bülzenbett bei Sievern rücksichtslos niederschlug, ist bedauerlich; aber die Natur wird pietätvoll Neues sprießen lassen. Daß aber die Auswirkungen des Waldes auf Klima, Wasserwirtschaft und Bodenkultur außerordentlich groß sind, wird meist weniger beachtet, wenn auch unsere Forstleute nie müde wurden, auf die Beziehungen hinzuweisen. Eigentlich sollten die furchtbaren Folgen der Entwaldungen in Nordafrika, Sizilien, Spanien, Italien, Jugoslawien (Karstgebiete) und in Mesopotamien jedem die Augen öffnen! Das Erlöschen alter, hoher Kulturen ist weitgehend auf den Raubbau an Wäldern zurückzuführen. Als letztes und gewiß nicht als schwächstes Beispiel kann aus Nordamerika verwiesen werden, wo Gebiete von der mehrfachen Größe unseres Vaterlandes den Sandstürmen zum Opfer fielen. Durch menschliche Eignschaft und durch Undernunft sind fruchtbare Landstriche unserer Mutter Erde zu Wüsten geworden. Der Einsicht unserer Forstleute ist es zu danken, daß sie mitten im Ansturm auf unsere Wälder auf die uns drohenden Gefahren hinwiesen. Jeder Bauer hat es schon im Winter erfahren, daß in schneefreier Zeit der starke Ost die zarten Wurzeln der Saat bloßlegte und sie zum Verdorren brachte oder die Saat mit feinstem Sand auf weite Flächen zudeckte.

Der Wald bewirkt eine erhöhte Luftfeuchtigkeit. Er regelt auch die Niederschlagsmenge, indem er schon den Regen durch sein Kronendach auffängt und gleich wieder zur Verdunstung bringt. Er hält aber auch im Boden die Feuchtigkeit fest und gibt sie nur nach und nach wieder ab. Große Waldgebiete wirken stets ausgleichend auf den Wasserstand, auf die Wasserführung und auf die Quellen und Flüsse. Durch den schnellen Abstrom der Wassermassen aus dem Gebirge, begünstigt durch die Begräbnungen der Wasserläufe, bleibt für das Frühjahr nicht genügend Grundwasser im Boden der Wiesen und Felder. Die Folge ist die Versteppung und Verarmung der Böden. Der Raubbau am Wald ist daher auch ein Raubbau am Grundwasser. Und haben nicht schon seit längerer Zeit die Geestbauern über den tiefen Stand des Brunnenwassers geklagt? Abirgens baute man auf der Hohen Lietz an verschiedenen Stellen sogenannte Heidebeiche, um das sich im Winter sammelnde Wasser festzuhalten. Die meterhohe Heide band den

Ein Freund ging nach Amerika

Ein Freund ging nach Amerika
und schrieb mir von einigen Lenz:
Schicke mir Rosen aus Steiermark,
ich hab' eine Braut zu bekränzen.
Und als vergangen war ein Jahr,
da kam ein Brieflein gelaufen:
Schicke mir Wasser aus Steiermark,
ich habe ein Kindlein zu taufen.
Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund
ach, noch was anderes haben:
Schicke mir Erde aus Steiermark,
muß Weib und Kind begraben.
Und so ersahnte der arme Mann
auf fernsten, fremden Wegen
für höchste Freud, für tiefstes Leid
des Heimatlandes Segen.

P. Rosegger

Schnee bis zur Schmelze und gab dann durch Durchlässe langsam das Schmelzwasser ab. Jetzt sind sie bedeutungslos geworden.

Deutlicher tritt bereits die Auswirkung der Beseitigung der Hecken und Knicks hervor. Der Wind „frißt“ die jungen Pflanzen. Die Abholzung der Wallhecken erhöht die Frostgefahr, nimmt den Vögeln die Nistgelegenheit und führt zur Beseitigung der für das Pflanzenwachstum so wichtigen Kohlensäure.

Was ist nun zur Abwendung dieser Gefahren bei uns geschehen? Waldgenossenschaften, Interessentenschaften und auch der Forstfiskus begannen schon wieder mit der Aufforstung geeigneten Geländes. Auch Grundstückseigentümer sorgten für Neuanpflanzungen auf ihren Gehöften. Die Kreisverwaltung pflanzte in den Jahren 1945/46/47 etwa 57 000 Bäume an Straßen, Wegen und Hecken an und 1948—1950 konnten 60 000 Bäume neu angepflanzt werden.

Gerade in unserer Windecke zwischen Weser und Elbe ist der Schutz des Landes gegen die harten Winde vom Meere her ein unbedingtes Erfordernis. Leider sind bei den früheren Teilungen und Verkoppelungen die Wege so schmal angelegt worden, daß keine Möglichkeit besteht, Windschutzstreifen anzulegen. Besonders durch den ständigen Sturmwind von Kreisbaumeister Dienken wird nun darauf gesehen werden, daß bei den Umlageverfahren in Holpel, Langen, Midlum und Neuenwalde besondere Flächen als Windschutzstreifen vorgesehen werden. Es brauchen von den Grundbesitzern nur wenige Prozent ihres Grundbesitzes zur Verfügung gestellt zu werden. Das Ministerium in Hannover hat dazu noch einen Zuschuß in Aussicht gestellt.

Auf dem in nord-südlicher Richtung verlaufenden Höhenrücken der Hohen Lietz ist nun folgendes geplant:

1. Ein Windschutzstreifen in Langen.
2. In Slevern ist bereits auf einer Teilstrecke ein Waldstreifen vorhanden. Dieser soll in südlicher Richtung verlängert werden, so daß er Anschluß an den Park von Friedrichsruh bekommt.
3. Auch in Holpel ist schon ein Windschutzstreifen in Gestalt des Interessentenforstes vorhanden. Weiter nördlich wird wahrscheinlich bald eine solche Anlage geschaffen werden.
4. Auch Midlum hat im südlichen Teile schon Schutz durch den Wald.
5. Daran schließt sich dann das große Gelände der Forstverwaltung und des ehemaligen Scheinflughafens. Durch die Umlageung soll erreicht werden, daß die Forstverwaltung durchgehend von Süden nach Norden eine zusammenhängende Fläche erhält, die dann im Laufe der Jahre aufgeforstet werden soll.
6. In der Gemarkung Wursterheide liegt der ehemalige Flugplatz. Auch hier plant die Forstverwaltung eine Aufforstung.

Somit würde demnach ein zusammenhängender Waldstreifen vom Park Friedrichsruh bis nach Altenwalde geschaffen werden und es würde wieder ein Landschaftsbild entstehen, das der Volksmund meint, wenn er sagt, daß in alter Zeit ein Kattiker von Lehe bis nach Ritgedüttel springen konnte, ohne den Boden zu berühren. Der vorgesehene Waldstreifen wird überwiegend auf der mittleren und östlichen Hohen Lietz liegen. Sollten sich auf der westlichen Seite ebenfalls Sandverwehungen zeigen, so müßte hier für die Anlage von Windschutzhecken gesorgt werden.

Wasser als Plage / Heimatpflege und Bodenverbesserung

Was hat Bodenverbesserung mit Heimatpflege zu tun? Wer auf die Frage eingeht, wird meist geneigt sein, von ästhetischer Betrachtungsweise her die Bodenverbesserung, wie sie seit einem halben Jahrhundert besonders in Heide und Moor die Welt verändert hat, als eine bedauerliche Umwälzung zu werten. Man kann jedoch beruhigt sein: die Grenzen, jenseits derer der Eingriff in die Natur ihren fruchtspendenden Gehalt zum Schaden der auf den Segen der Erde angewiesenen Menschheit stört, ist den für die Landeskultur verantwortlichen Leuten ständig mehr bewußt geworden. Entwässerung, Melioration, Kultivierung, kurz, alles, was Landeskultur umfaßt, und Heimatpflege stehen, wenn sie es überhaupt einmal taten, nicht mehr gegeneinander, sondern können gemeinsam wirken, wenn jene nicht zum Vorzeile des Augenblicks Raubbau zu Lasten der Zukunft fördert und diese nicht an leblosem Historismus und gefühlstropher Romantik haften bleibt. Ist aber die Betrachtung von Ressentiments entgittert, wird man erkennen, daß gerade die Geschichte unserer Heimat hinter den Deichen, in Moor und Heide, ganz wesentlich eine Geschichte der Bodenverbesserung oder Verschlechterung ist. Für die Menge der Menschen, denen unser Land im Laufe der Jahrhunderte geliebte Heimat gewesen ist, waren der Bau von Deichen und Sielen, die Rodung der Wälder auf der Geest und das kultivierende Vordringen in die Moore viel wichtiger als der launische Glanz vergangener Grundherrschaften oder die verblichene Herrlichkeit freier Märschrepubliken.

Es ist heute geradezu verhängnisvoll für die Bauern in den Marschen, wenn die Öffentlichkeit an dem Bild vom goldenen Saum der Marschen am schabigen Rock der jähigen Geest allzusehr hängt. Die Umwälzung in der Agrartechnik, wie sie im 19. Jahrhundert begann, hat der Landwirtschaft in den Marschen wenig oder gar nicht genützt. Niemand mißgönnt der einst so verachteten Geest ihre Entwicklung, die nicht nur auf Geschenken der Technik beruht, sondern ebenso auf dem Fleiß und der Sparsamkeit der Geestbauern, aber das falsch gewordene Bild von der fetten Märsch nährt Anschauungen, die es erschweren, den Schwierigkeiten der Landwirtschaft in den Marschen so gerecht zu werden wie es billig ist.

Das Wasser hat die Marschen geschenkt, das Wasser ist es aber auch, mit dem der Marschbauer immer noch ganz besonders zu kämpfen hat. Die zweifelhafte teure Macht auf den Deichen erscheint gering im Vergleich mit den Mühen, den Wasserhaushalt in den Marschen so zu regulieren, daß der Boden das Bestmögliche hergeben kann. Die steuerliche Bewertung der Marschböden steht noch etwas unter dem Eindruck der alten Märschherrlichkeit, berücksichtigt aber nicht die Einbuße durch Gräben, das Zusammenrücken der Wachstumszeit zwischen anhaltender Nässe im Frühjahr und zeitigen Regenfällen im Herbst, nicht einmal die ewige Hypothek der Deich- und Siellasten. Kenner der Verhältnisse glauben behaupten zu können, daß bei guter Wirtschaft auf Geestböden der Einheitswert in einem Jahre umgekehrt werden kann, in der Märsch dagegen erst in vier Jahren. Wenn aber wesentliche Belastungen nach eben diesen Einheitswerten bemessen werden und wenn man sich bewußt hält, wie schwer es überhaupt für die Bauern ist, mit diesen Lasten fertig zu werden, so leuchtet ein, daß von dem einmal gewesenen Vorsprung der Marschen nichts mehr vorhanden ist. Diese Schwie-

rigkeiten der Märschwirtschaft sind um so größer, je wideriger die Wassernöte sind. Sie sind in den Siel-landen und dort, wo diese in Moor übergehen, am ärgsten. Die Hungerperioden im Haderer Siel-land vor mehr als hundert Jahren sind ein Stück unserer Heimatgeschichte. Wenn diese wirtschaftliche Betrachtung zu nüchtern erscheint, der mag in Johann Heinrich Voß' Hexametern nachlesen, wo er den „armen Bewohner des Siel-landes“ beschreibt. Gerade vor hundert Jahren hat eine Bodenverbesserung, der Bau des Haderer Kanals, dieses Land verwandelt und, so kann man sagen, für die Menschen gerettet. Großen Dank schulden die Freunde der Heimat der Landeskulturarbeit für diese Leistung.

Die Darstellung, warum es in Teilen dieses Siel-landes wieder ähnlich bedrohlich ist wie vor hundert Jahren, würde in diesem Zusammenhang zu weit führen. Es genüge, die betrübliche Tatsache festzustellen, daß in der Tat Bauern nördlich vom Bedersheiser See überlegen müssen, wie lange sie den widrigen Kampf mit dem Wasser noch ertragen können, ob sie den Boden, der ihre Heimat ist, an die Kinder werden weitergeben können. Hier sind die Nöte sicher am größten, aber da jede Märsch ihr Siel-land hat, sind die Schwierigkeiten überall. Die Agrartechniker ruhen nicht, in Deutschland nicht und noch weniger in den benachbarten Niederlanden. Viel wichtiger als jede öffentliche Hilfe durch Steuernachlaß oder Beihilfen ist es, Menschen instand zu setzen, daß sie im scharfen Wind des Wirtschaftslebens durch ihre Leistung ihr Selbstbewußtsein bewahren können. Die Antwort zu den aufgeworfenen Fragen ist einfach: Wenn der Bauer es in der Hand hat, den Wasserstand auf seinen Ländereien ständig zu regeln, wie es für Bearbeitung und Wachstum am besten ist, so wären gerade aus den Märschböden aufgestaute Kräfte der Fruchtbarkeit zu heben, nicht nur zum Nutzen der Bauern, sondern ebenso zum Segen für alle, die von den Ernten der Bauern leben. Die Techniker haben die Lösung in der Hand: Schöpfwerke und nochmal Schöpfwerke; große Schöpfwerke an den Deichen und viele kleine überall in den Marschen, nicht nur dort, wo sie niedrig sind, sondern auch dort, wo sie vergleichsweise hoch liegen. Elektrische Kraft kann überall die Pumpen treiben und vielleicht ist auch die Windkraft zu nützen. Wird der Stand des Grundwassers auch im Winter niedrig gehalten, so lockert sich, wie Versuche in Holland das zeigen, der

Dein Tun darf richten jedermann,
Dein Glaube, der geht keinen an.
Hermann Allmers.

Boden, die Zeit der Vegetation wächst um Wochen, die der möglichen Bodenbearbeitung ebenso, die die Wurzeln der Pflanzen können tiefer greifen und Nahrung aus einem Bereich holen, wo die Wachstumskräfte bisher in der Nässe brach liegen. Die Dränung kann vielerorts ein Übriges tun, Gräben entbehrlich machen, so die Bodenfläche um einen stattlichen Anteil vermehren und die Arbeit mit Maschinen oft erst möglich machen. Gerade aus den Siel-landen könnten Kräfte der Fruchtbarkeit gehoben werden, bei deren Anblick vielleicht an die einstige Herrlichkeit der Marschen zu denken wäre.

Wären nur nicht die Nationalökonomien mit ihrem nüchternen Bankierdenken, die die schönsten technischen Konzeptionen verderben mit ihrem Einwand: Aber die Kosten! Solche Meliorationen sind teuer, in manchen Fällen muß das Land fast noch einmal bezahlt werden. Und wenn der Staat finanzieren soll, muß er das Geld zuvor seinen Bürgern abnehmen. Staat und Verwaltung können und müssen anregen, auch Hilfestellung geben, wie sie es bei einigen Versuchen im Haderer Siel-land auch tun, wie es vielleicht auch im Lande Wursten erhofft werden kann. Zwar beweisen die Sachleute, daß solche Bodenverbesserungen sich reichlich verzinsen, aber erst einmal müssen sie finanziert werden.

Nimmt man alles in allem, war die Aufgabe, die unsere Vorfahren sich beim Deichbau stellten, ohne mechanische Kraft, oft noch ohne Gespanne, nur mit Karren und Bahre, noch größer als die Melioration, wie sie hier nur andeutet werden kann. Gewiß, die Last der Steuern war damals viel geringer als heute, aber die Plage der Kriege war ehedem die gleiche. Und unsere heutige Abgabenlast ist der Reflex der Kriegslasten, die früher mit Requisitionen, Truppeneinlagerung und Argerem unmittelbar drückte. Trotzdem hat man Deiche gebaut und gehalten. Diese Beispiele aus der Geschichte unserer Heimat, wie man in Kriegsnot und Deichnot, dazu noch bei grassierenden Plagen von Viehseuchen und Mäuseplag, das Land bewahrt hat, sind das nützlichste Erfahrungsgut aus der Heimatgeschichte, das anspornt, nicht nur trotz der Schwierigkeiten, sondern gerade wegen der Schwierigkeiten, große Dinge anzupacken. Den Menschen das Leben in der Heimat lebenswert zu erhalten, ist die erste Aufgabe der Heimatpflege und sie ist ebenso, soweit es das Bauerntum angeht, Aufgabe der Landeskultur. Da finden sich beide. Und es wäre ehrenvoll für uns, wenn es in der Heimatgeschichte einst von der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts heißen kann: Da haben die Marschleute durch höchste Vollendung der Entwässerung ihr Land neu gewonnen und so, wie das einst guten Fürsten nachgefragt wurde, im Frieden eine Provinz erobert.

Ludwig Alps

Unterweser? Niederweser?

Ober- und Unterlauf des Flusses sind feststehende Begriffe. Ihnen entsprechen, auf die Weser angewandt, die Bezeichnungen „Oberweser“ und „Unterweser“. Nun schreibt M. B. in Nr. 11 des Niederb. Heimatblattes zwar vom Unterlauf der Weser und von der Oberweser, die Benennung „Unterweser“ aber lehnt er als sprachwidrig ab. Das ist nicht konsequent. Denn der Unterlauf der Weser ist die Unterweser, und die Unterweser ist der Gesenlag zur Oberweser. Wenn M. B. sagt, unten sei im Niederdeutschen nur das, was unter etwas sei, und die Unterweser sei nicht zugeordnet — sicherlich der Wunschtraum manches bremensfeindlichen Bremerhavener Chauvinisten —, so ist ersteres nur halb richtig. Denn „unten“ ist nicht nur das, was von etwas anderem überdeckt wird, sondern auch das, was tiefer liegt als etwas anderes. Wir sprechen von oben und unten auch, wenn wir Höhenlagen miteinander vergleichen, wie etwa „oben“ im Gebirge und „unten“ im Tale oder Oberland und Unterland, Ober-Engadin und Unter-Engadin, Ober-Tirol und Unter-Tirol usw. Jeder Fluß hat ein „oben“ und ein „unten“; den Unterschied zwischen beiden bildet das Gefälle, ohne das der Fluß nicht fließen könnte. Bei stehenden Gewässern gibt es diese Begriffe nicht. Die Oberweser ist „oben“ bei Hann-Münden 420 Meter über o., „unten“ bei Bremen, wo der Unterlauf beginnt, nur etwa 5 Meter über o. Die Schiffe fahren die Weser hinunter (Talfahrt) oder hinauf (Bergfahrt). Als sprachlichen „Unsinn“ kann man die Bezeichnung „Unterweser“ danach wohl schwerlich abtun. Ja, ist sie nicht vielleicht sogar die treffendste, wenn man den Strom als solchen meint und das umliegende Gebiet der Niederung nicht mit einschließt?

Das Werk des großen Franzius heißt nicht anders als die „Unterweserkorrektion“, weil es den Unterlauf des Weserstromes betrifft. Es kann diesen Namen weiterführen, und es besteht auch kein Zwang, die Worte „Unterweserhäfen“ und „Unterweserorte“ auszumeren.

Im übrigen muß wohl der Sprachgebrauch entscheiden, ob Flußstrecken oder Landgebieten das Beiwort „Unter“ oder „Nieder“ gegeben wird. Wenn der Unterlauf des Rheins und seine Niederung „Nieder-Rhein“ (Neder-Rijn) genannt wird, so braucht deshalb nicht der Unterlauf der Weser oder Elbe ebenfalls das Beiwort „Nieder“ zu erhalten. Es gibt ein „Nieder-Bayern“ und ein „Nieder-Österreich“, andererseits ein „Unter-Franken“ und ein „Unter-Elsaß“.

Erwünscht wäre aber, daß die Bezeichnungen im öffentlichen Leben — Post, Eisenbahn, Verwaltung, Justiz — vereinheitlicht würden, entweder Otterndorf a. d. Niede-rlbe oder Otterndorf a. d. Unter-rlbe.

Daß jemand auf Grund einer durch die verpönten Worte Unterweser und Unterelbe etwa ausgelösten Sprachverwirrung auf den Gedanken kommen könnte, von „Unterflüssen“ zu sprechen, die in „Niederflüssen“ herumliefen, wie M. B. befürchtet, ist nicht anzunehmen, denn Niederflüssen ist feststehender Sprachgebrauch, und die Unterhose — sit venia verbo — kann nur so heißen, weil sie wirklich „unter etwas anderem“ ist — oder schicklicher noch sein müßte, wenn ihr Träger sich in die Öffentlichkeit begibt.

Vielleicht nimmt noch einmal ein zünftiger Sprachwissenschaftler zu diesen Gedanken eines nichtsachgelehrten Heimatfreundes Stellung.

Sch.

Allerlei Streit um das „Steinfiel“ am Grauwall

Aus den Mulfumer Deichgeschworenenakten

Die Wurster mußten ihr Sietland gegen das von der Geest herabströmende Wasser schützen und bauten zu dem Zwecke den Grauwall; das ist ein Deich, an dessen Ostseite ein Abzugsgraben entlangführt. Nur an wenigen Stellen wurden Siele oder Sichter durch den Wall gelegt, damit das Wasser in die Wasserlösen gelangen und abfließen konnte. Die Mulfumer zum Beispiel hatten aber seit ältester Zeit das Recht, ihren Sichter bei Überschwemmungsgefahr zu schließen, wie aus einem Vertrag aus dem Jahre 1535 hervorgeht. In trockenen Zeiten öffneten sie den Sichter, um „frisches Wasser“ hereinzulassen.

Den wichtigsten Durchlaß durch den Grauwall bildete das Steinfiel; denn hier mußte ein natürlicher Wasserlauf, der aus dem hinter Sievern gelegenen Moor kam, in die Miffelwardener Wasserlöse übergeleitet werden. Seinen Namen hat das Siel von den Felsen, die man an beiden Seiten aufschichtete, um dem Siel eine größere Festigkeit zu geben. In nassen Zeiten strömte am Steinfiel viel Wasser zusammen; denn es kam nicht nur aus dem erwähnten Bach, sondern auch von Norden und Süden aus dem Abzugsgraben am Grauwall. Die Miffelwardener beklagten sich in einem Bericht aus dem Jahre 1780, daß die Mulfumer kein Wasser in ihre Wasserlöse hineinkießen, sondern „die schändliche Gewohnheit exercierten, bei dem Sturz des Oberwassers ihren Sichter zu verstopfen, wodurch das Wasser in ihre (der Miffelwardener) Wasserlöse gepreßt werde.“

Die Miffelwardener Wasserlöse mußte auch an beiden Seiten von Deichen umsäumt werden, damit die ankommenden Mulfumer, Miffelwardener und Bremer Wiesen nicht überschwemmt wurden. Ursprünglich scheinen die Sieverner verpflichtet gewesen zu sein, das Steinfiel zu unterhalten; denn als im Jahre 1717 der vorzügliche Schenker Elbe Stabe Johannis bei einer Grauwallschau feststellte, daß das Steinfiel ganz verfallen und das Wasser in einer Breite von über 60 Fuß durch den Grauwall hereinströmte und die Wiesen weithin überschwemmte, forderte er die „Gesilente, die das Siel zu unterhalten haben“, auf, sofort das Siel in den alten Zustand zu bringen. Sollten sie sich aber weigern, dann würden die Wurster den Grauwall so hoch und so breit machen, daß kein Wasser von der Geest mehr nach Land Wursten abfließen könne. Die Sieverner könnten dann sehen, wie sie ihr Wasser los würden.

In einem Schreiben aus dem Jahre 1719 berichtet Johannis, daß das Steinfiel seit mehr als hundert Jahren so zerfallen sei, daß man kaum noch die Ueberreste feststellen könne. Das Geestwasser täte „dem guten Lande Wursten“ viel Schaden, besonders Miffelwarden und Mulfum, so daß viele Bauern aus diesen Kirchspielen ihr Land am Grauwall für ein Spottgeld verkauften, weil es durch die dauernden Überschwemmungen für sie wertlos geworden sei.

Der im Jahre 1717 angedrohte Wall vor dem Steinfiel hat wegen der umfangreichen Arbeiten am neuen Deich, die durch die große Sturmflut notwendig geworden waren, nicht ausgeführt werden können. Da aber die Sieverner nichts unternahmen, um das Siel in Ordnung zu bringen, beauftragte der Oberdeichgräbe im Jahre 1719 die Mulfumer, Miffelwardener und Bremer, die Lücke im Grauwall völlig zu schließen. Es sollte also kein neues Siel gelegt werden. Wenn der Plan durchgeführt worden wäre, hätte das Wasser von der Geest keinen Abfluß mehr gehabt und hätte das ganze Land zwischen dem Grauwall und den Höhen der Geest überflutet. Diese Gefahr erkannten die Sieverner natürlich und mußten sich dagegen zur Wehr setzen. Aus jedem der drei Wurster Kirchspiele war eine Anzahl Bauern erschienen, um den Plan des Oberdeichgräben durchzuführen. Die Arbeiten standen unter der Leitung des Vogts Wolf aus Bremen. Als die Wurster schon tüchtig am Karren und Schaufeln waren, kam auf einmal die ganze Dorfschaft Sievern, „Mann für Mann mit Feuerhaken, Mistgabeln, großen Heuforken und Torfspaden“, um die Arbeiten zu hindern und die Wurster zu vertreiben. Vogt Wolf versuchte, „teils mit gutlichem Zureden, teils durch Drohung“ die Sieverner von Gewaltanwendungen abzuhalten. Aber seine Bemühungen blieben ohne Erfolg. Es entstand eine sehr gefährliche Situation. In einem Bericht heißt es: „Es sind aber die Sieverner nachher mit solchem Gewehr auf uns gekommen und haben uns, da wir nicht bestand waren, sonst es leicht ein Unglück abgeben können, von der Arbeit nicht allein weggejagt, sondern auch alles, den Tag über gemachtes wieder ausgeworfen und uns dergestalt an unserer Arbeit gehindert, sondern auch mit groben Worten bedacht, als ob sie nach keiner Obrigkeit fragten.“

Aus diesen Worten kann man sich ein Bild von der brenzligen Lage an jenem Tage machen: die Sieverner kamen voll Wut, die Wurster werden zunächst ruhig geblieben sein, aber bald flogen Schimpfworte hin und her. Die Sieverner werden mit ihren „Waffen“ gesuchelt haben und den Wurstern auf den Leib gerückt sein. Man muß sich wundern, wenn man die Beziehungen der Marsch- und Geestleute kennt, daß es an dem Tage nicht zu einer „Schlacht“ am Grauwall gekommen ist. Aber die Wurster werden doch allzusehr in der Minderheit ge-

wesen sein, sonst hätte es sicher eine tüchtige Prügelei gegeben.

Die Folge dieses Zwischenfalles war, daß sich sofort sämtliche Wurster Deichgeschworenen in Dorum versammelten und beschloßen, einen Prozeß gegen die Sieverner einzuleiten. Leider fehlen in der Mulfumer Deichgeschworenenakte Akten über diesen Rechtsstreit. Das Urteil muß 1727 gesprochen worden sein, und anscheinend fiel es für die Wurster ungünstig aus; denn im Jahre 1728 bauten die Mulfumer, Miffelwardener und Bremer das Siel selber neu auf. Die Mulfumer mußten mit einigen Wagen nach Fickwühlen fahren und dort Steine holen, auch hatten sie einige Arbeiter für die Mauerleute zu stellen.

1738 wurden die Mulfumer, Bremer und Miffelwardener schon wieder von der Regierung aufgefordert, das „Steinfiel gehörig zu reparieren und ungefümt zu reparieren.“

Um die Pflicht zur Unterhaltung des Steinfiels haben die Mulfumer und Bremer gegen die Miffelwardener von 1763 bis 1767 einen Prozeß geführt. Zunächst forderte der Oberdeichgräbe alle drei Kirchspiele auf, die notwendigen Reparaturarbeiten am Steinfiel gemein-

schaftlich zu machen. Die Mulfumer und Bremer erklärten ausdrücklich, daß sie aus ihrer Beteiligung an den Arbeiten keinerlei Verpflichtung anerkennen könnten. In einer Eingabe an das Gericht behaupteten die Miffelwardener, daß die Mulfumer das Steinfiel mitangelegt und immer mit unterhalten hätten. Die Mulfumer wiesen darauf hin, daß das Steinfiel in der Miffelwardener Feldmark liege und durch den Wierdener Wall von der Mulfumer Feldmark getrennt sei. Wenn sie am Steinfiel gearbeitet hätten, so sei das auf ausdrücklichen Befehl des Oberdeichgräben geschehen. Die Miffelwardener legten eine Karte „Wursta“ vor, die der Ingenieur Dionysius Bredehop „zu Anfang der Landmaße“, also wohl um 1688, angefertigt hatte, auf der die Mulfumer 500 Juck, die Miffelwardener 336 Juck und die Bremer 533 Juck „Moorwiesen“ am Grauwall hätten. Sie hätten also die kleinste Fläche und daher auch den kleinsten Vorteil von dem Steinfiel.

1767 entschied die Regierung in Stade, daß alle drei Gemeinden das Steinfiel gemeinschaftlich unterhalten sollten. 1770 wurde die Berufung der Mulfumer und Bremer zum zweitenmal und 1775 zum drittenmal abgewiesen.

W. K. L. e. n. d. k. Mittelsternabe

Rechtenfleth — Wohnsitz Hermann Allmers

Unter allen Dörfern der Niederwesermarschen ward Rechtenfleth nicht nur am frühesten urkundlich bezeugt, wenn wir von Bremen absehen, sondern es ist ohne Frage das weitaus bekannteste Dorf. Jener frommen Magd, die zu Willehabs Zeiten gen Bremen wallfahrte, Heilung von schwerer Krankheit zu suchen, verdankt Rechtenfleth — so der alte Name — seine Erwähnung durch den Bischof Ansgar in seiner Vita Sancti Wilhadi. Gewiß bestand der Ort schon zu Zeiten Karls des Großen, wenn auch nur in bescheidenen Anfängen. Daß aber Karl hier jemals über die Weser gekommen sei, wie Hermann Allmers glaubte und durch ein Denkmal bekundete, läßt sich durch nichts beweisen; diese träge Meinung ist noch von Georg Sello in der Neuausgabe seines Buches Ostringen und Röstingen (Oldenburg 1928) auf Seite 19 mit der ganzen Schärfe seines Geistes widerlegt.

Bekanntgeworden ist Rechtenfleth als Wohnsitz des Marschendichters Hermann Allmers, vor allem durch sein Marschenbuch, jene klassische Schrift, die mit großer Liebe und gewinnender Wärme die Schönheit der Marschen pries und weiten Kreisen unseres Volkes ein wunderbares Neuland erschloß, das man nicht mehr vergessen konnte. Seit dem Erscheinen des Marschenbuches sind über 70 Jahre verflossen und die Zeit eilte über die glänzenden Schilderungen größtenteils hinweg. Allein der ansprechende Stil sicherte dem „Tag auf dem Marschen-

Niederweser“ (Hannover 1798) auf das Schließen des linksseitigen Deltas (Lodisfleth, Ahne und Heete) zurücksühren; da jedoch nach Ergebnissen neuerer Forscher, wie Sello und Schütte, jene Abzweigungen in ihrer Größe durchweg bedeutend überschätzt wurden und demnach für den Abfluß weniger als der heute noch vorhandene Hauptarm in Frage kommen, muß man für den Angriff der Weserfluten andere Gründe suchen, als Visbeck sie glaubte gefunden zu haben. Den schwersten Verlust für Rechtenfleth brachte das Jahr 1703, als man die Gefahr nur dadurch bannen konnte, daß man eine ganze Straße mit 23 Häusern ausdeichte und den Fluten übergab.

Rechtenfleth ist die größte Feldmark der Osterstader Marsch. Während Büttel, als die kleinste, nur 173,5 Hektar umfaßt, beträgt die Größe der Rechtenflether Gemeindefeldmark 1693 Hektar, wovon allerdings 330 Hektar auf Wasser entfallen, so daß nur 1363 Hektar nutzbarer Landes bleiben. Der durchweg schwere Marschboden wird nur durch Weidewirtschaft ausgewertet, Ackerbau wird in nennenswertem Umfang nicht betrieben. Seine Getreidefelder hat der Osterstader Marschbauer auf der Geest, weil Wiesen und Weide ihm größere Erträge bringen. Seit langem trachten überdies die Geestbauern, in der Marsch Hämme zu erwerben, und vor allem ist bei sich in der Rechtenflether Feldmark begehrt. Selbst im Teufelsmoor wohnen Bauern, die Weiden in der Rechtenflether Feldmark besitzen. Gegenwärtig ist das Verhältnis so, wie ich einer freundlichen Mitteilung des Gemeindevorstehers Tienken in Rechtenfleth entnehme, daß sich 75 Prozent der gesamten Flur in Händen von Ausmärkern befindet. Das hat eine sonderbare Erscheinung im Gefolge, die weit in die Zeit der Pfanddeichung zurückreicht. Weil die zum Deichen verpflichteten Besitzer oft mehrere Stunden weit entfernt wohnten, am Deiche in Stunden der Gefahr und Not jedoch schnell gehandelt werden mußte, schrieb die Bauernwillkür die Stellung eines bevollmächtigten Vertreters vor. Er hieß Bauernwahrsmann, hatte alle auf dem Lande ruhenden Pflichten und Lasten zu erfüllen. Dahin gehörte, die Deichpfänder und zugehörigen Wegstreken zu unterhalten, Fleete und Schaugraben, die für die Bewässerung wichtig sind, zu reinigen, überhaupt die Aufsicht über die Grundstücke auszuüben. Diese Land-Bauernwahr wurde in der Regel von kleinen Besitzern, Handwerkern übernommen, die sich dadurch eine ständige Nebeneinnahme schufen. Hingegen fiel die Beaufsichtigung des Weidewiehes, die Vieh-Bauernwahr, entweder einem befreundeten Großbauern zu, der durch das eigene Vieh hinausgelockt wurde und nebenbei einen Blick auf das ihm anvertraute warf, oder aber ein Gastwirt betrieb diesen Zweig der Bauernwahr rein gewerbsmäßig. Tag für Tag trifft man ihn im Felde an, den Kluwstock zum Springen über die Gräben unentbehrlich, auf der Schulter. So kommt es, daß er über den Viehbestand der ganzen Feldmark ständig unterrichtet ist, dem Schlachter oder Viehhändler Fettvieh nachweisen oder sonstige Auskünfte erteilen kann. Ja, nicht selten beauftragen ihn die fernen Besitzer mit dem Verkaufe ihres Viehes, er genießt also volles Vertrauen. Wenn im Herbst das letzte Vieh heringeholt wird, wird mit dem Bauernwahrsmann abgerechnet.

Unter den Flurnamen, um noch einen Augenblick bei der Feldmark zu verweilen, weisen die Klusshämme mit der dahin führenden Klusbellmer auf Klause, hier in der Bedeutung von Kapelle hin; hier stand tatsächlich eine aus vorreformatorischer Zeit stammende Kapelle, die 1611 zerstört wurde. Waterloo dürfte jüngeren Datums sein. Nieddermoor und Puschmoor verdanken ihren Namen der niedrigen Lage, Gurmoor den dort wachsenden rauhen Gräsern. Mehde hängt mit dem englischen meadow = Wiese zusammen. Hofen, Heerenhofen und Reerenhamm bedeuten etwa: zum Hofe gehörig. Kuckshamm, wohl verstümmelt aus Kuckshamm, Wiesen, die betrieblen werden können, wenn der Kuckuck ruft. Ahn-

Sturm

Der Wind zieht seine Hosen an,
die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh' mit wilder Macht,
die Regengüsse träufen;
es ist, als wollt' die alte Nacht
das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
mit heiserem Schreillen und Schreien;
sie flattert und will gar ängstiglich
ein Unglück prophezeien . . .

Heinrich Heine

hose“ noch immer einen Platz in unseren Lesebüchern, obwohl schon die heutigen Verhältnisse keineswegs mehr jener Darstellung gleichen.

Rechtenfleth ist ein Hausendorf, wie alle anderen Dörfer auf dem rechten Ufer der Niederweser, geschlossene Wertsiedlung. Neubauten der jüngsten Vergangenheit konnten diesen Eindruck nicht verwischen. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft gelten Hausendorfer als die älteste Form der Marschensiedlung. Art und Form der Dorfanlage unterstützt hier also die Urkunde.

Den Ortsnamen deutet man in der Regel dahin, als am rechten, d. i. geraden Flußlauf gelegen. Rechtenfleths Schicksal ist aufs innigste mit der Weser verflochten. Kein anderes Dorf in Osterstade und Land Wübrden war den Angriffen der Weser so ausgesetzt, als gerade Rechtenfleth. In großem Umfange konnte der Strom hier das Ufer zurückdrängen. Ein Ort Breckhusen, der noch in der vielgenannten Urkunde des Erzbischofs Friedrich vom Jahre 1110 erwähnt, seitdem aber verschollen ist, mag der Weser zum Opfer gefallen sein; die Breckhuser Feldmark bildet einen Teil der Rechtenflether. Die gesteigerte Angriffskraft der Weser seit dem 16. Jahrhundert möchte Visbeck in seiner Schrift „Osterstade und die

lich Johannishamm. Lange Wurft heißt soviel wie langer Wall oder Deich. In'n Rier ist zurückzuführen auf räder oder röder = Sumpf. Brinkhusen dürfte zu erklären sein aus Brink = Hügel, und husen, das auf Verste eines Freien oder Edelings hindeutet. Brele Ried, Ried = Binsengras oder auch Bach, Wasser. Brakhamm hängt zusammen mit brak = Salzwasser, vielleicht von einem Deichbruch herführend, während Riede auf frühere Schiffsplätze hindeuten scheint. Auf Eigennamen sind zurückzuführen Rickmers, oder Rickmanns, hoff, Nanfeshamm. Leicht verständlich dürften Namen sein wie: Bauerngut, Blumenmoor, Moorhamm, Kälberhamm, Grasmoor, Vefaten, Hamm, Swienweide, Kuhhamm, Hogenhamm, Langenhamm. Andere Namen hingegen geben zu ihrer endgültigen Deutung noch Rätsel auf, z. B. Harten Keller, Villershamm, Plizhamm, Bullwinkel, Fibel, Twienhelle, Ahnsfeld, Ergenhamm. Eine besondere Stellung nehmen die Feldhöfe ein. So heißen Häuser, die weitab des Ortes im Grünen liegen, im Sommer wie im Paradies, im Winter, wenn Schnee oder Hochwasser die Wege sperren, in abgeschlossener Einsamkeit, so daß es, falls zu dieser Zeit jemand stirbt, äußerst schwierig ist, die Leiche zum Friedhof zu schaffen.

Rechtenfleth liegt wie die anderen Dörfer Osterfades an der Landstraße von Wegejacks-Blumenthal nach Bremerhaven, die mit ihren hohen, von vorhergehendem Westwind seilich gedrückten Pappeln zwischen Sandsteden und Neuenlande einen großen Bogen beschreibt, um Rechtenfleth einzubeziehen. Vorübergehend war Rechtenfleth Anlegestelle der Personendampfer auf der Niederweser; doch zwangen die damaligen Stromverhältnisse zur Anlage eines außerordentlich langen Laufleuges zum Anleger. Durch die 1907 eröffnete Kleinbahn Farge-Wulsdorf erhielt das Dorf eine ständige, auch im Winter zuverlässige Verbindung mit der Außenwelt. Wirtschaftlich ist Rechtenfleth, wie ganz Nordostfades, völlig nach den Hafenstädten der Wesermündung orientiert.

Der Bedeutung Hermann Allmers' wurde schon kurz gedacht. Sein Marschenheim, das ganz den Zweifelpalt seiner eigenen Seele widerpiegelt, auf der einen Seite ein Halten an der Eigenart der Heimat, auf der anderen Seite eine unbezwingbare Sehnsucht nach dem sonnigen Süden, war lange Zeit das Ziel zahlreicher Wanderfahrten von nah und fern. Und wenn das heranwachsende Geschlecht auch anderen Idealen nachjagt und eigene Wege wandelt und sich um das Werk des „Alten vom Deich“ nicht sonderlich mehr kümmert, so hat es die Provinzialverwaltung doch als eine Ehrenpflicht angesehen, die Erhaltung dieser Stätte, von der einst so manche künftige Anregung ausging, durch einen größeren Geldbetrag zu sichern.

Fast völlig in Vergessenheit geraten ist es, daß auch der Geschichtsschreiber Ewald Lindenberg aus Rechtenfleth stammt, wo er im Jahre 1840 geboren wurde. Er beklebete später in Hamburg das Amt eines Kanonikus und Domherrn. Geschichte war sein Lieblingsstudium, und manche Schrift legt Zeugnis von seiner gründlichen Arbeit ab. Er lieferte die Vorarbeiten zu Muschards bremischem Rittersaal. Sein Sohn Friedrich legte durch seine reiche Büchersammlung den ersten Grund zu der Hamburger Bibliothek.

In der jüngsten Vergangenheit trat Rechtenfleth, begünstigt durch die Lage am Strom, in die Reihe der Straubstädter ein und schuf den rund 400 Einwohnern eine neue Einnahmequelle. Und wenn schon jemand das Bedürfnis fühlt, sich am heimischen Weserstrom zu stärken und zu erholen, warum sollte es da nicht in Rechtenfleth sein, wo ein kiederreicher Mund zuerst die Schönheit der Marschen pries und zu ihrem Besuche einlud?

Diedrich Stellen

Ein Gedicht an Hermann Allmers

In der Allmerschen Biographie von Professor Th. Siebs wird darauf hingewiesen, daß der Marschendichter gern in Mäntchen weilte und dort stets frohe Stunden im Kreise der Dichter und Künstler verlebte. Vor allem waren es wohl die Volkskundler W. H. Riehl, die Dichter Julius Große, Wilhelm Jensen, Paul Heyse und die Maler Lang und Lenbach, mit denen er dann zusammen saß. Aber auch die Vertreter der Moderne, Julius Bierbaum und M. G. Conrad, waren dabei.

In der Literaturgeschichte von Albert Goergel (1928) fand ich vor längerer Zeit ein Gedicht von W. G. Conrad mit der Überschrift: „An Hermann Allmers!“ Hier der Wortlaut:

Was ist die Zeit? Horch, Schlag auf Schlag!
Die Wachtel grüßt den jungen Tag.
Und nun? Ist's nicht die Nachtigall?
Klingt nicht wie Sinaie ihr süßer Schall?
Das ewige Lied! Aus laut es hell
durch Nacht und Tag wie Minnesold!
Durch Kunst und Leben klingt es nach,
als Abendlied und Morgensegel.
Ein schallend Glück auf allen Wegen:
Die große Lieb' bleibt ewig wach!

Das ist der Ausdruck frohverlebter Stunden im trauten Freundeskreis, Freude an der unverdorbenen Natur, Freude am Wandern, Reisen durch Gottes schöne Welt, durch die deutschen Lande, der Wunsch nach Aussprache über Kunst und Leben, das war es, was die Menschen immer wieder in den Bann des Dichters zog. Wie lang er doch?

„Tegliche Lust verweilt und verblüht,
doch nimmer die Freud' am Menschengemüt.“ c.

Lebendige Heimatarbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Das Jahrbuch der Männer vom Morgenstern wird gegenwärtig bearbeitet. Es kann damit gerechnet werden, daß es im März nächsten Jahres den Mitgliedern zu gestellt werden kann. Ein Sonderbeitrag wird diesmal nicht erhoben. Wer seinen Jahresbeitrag für 1951 bezahlt, kann damit rechnen, daß ihm das Jahrbuch durch Boten oder durch die Post zugestellt wird.

Der Dohsenturm in Jsmum, der aus Sicherheitsgründen geschlossen werden mußte, wird jetzt wieder hergestellt. Die oberen Treppenhöhlen und die Öffnung nach außen werden erneuert, so daß das Innere des Turmes dann gegen Regen und Schnee sicher abgedeckt ist. Im kommenden Frühjahr werden Einzelwanderer und Schulklassen den Turm wieder bestiegen können. An den Kosten beteiligen sich die Länder Niedersachsen und Bremen und die Stadt Bremerhaven. Ebenso wird auch der Friedhof wieder neu hergerichtet. Die alten verrosteten Eisengitter sind bereits verschwunden, und die Grabstellen werden von der Grasnarbe und vom Unkraut gesäubert. Die Wege erhalten eine Kiesecke. Die alten Grabplatten an der Südfassade werden kopfseitig etwas erhöht, so daß der Regen abfließen kann. Ferner wird erwogen, daß der Friedhof mit einer lebenden Hecke eingegrenzt wird. Der Friedhof mit seinem altertümlichen Gemäuer würde dann gegen die Außenwelt abgeschlossen werden und im besten Sinne eine wahre Insel des Friedens sein.

Die Heimatarbeit in Hadeln. Vor allem sind es Otterndorf und Wanna, wo Rektor Tensch und Konrad Schäfer den Gedanken der Heimatspflege und der Denkmalspflege in die Hand genommen haben. Otterndorf zeigte unter der Führung von Rektor Tensch in den letzten Jahren eine reiche Versammlungstätigkeit. Vor allem sind es die Herren Tensch, W. Alend, Dr. Lenz, Herm. Rauhe, Karl Waller, Konrad Schäfer und Marguardt, die sich für Vorträge zur Verfügung stellten. Herm. Rauhe ist bereits mehrfach durch Veröffentlichungen über unsere heimische Vogelwelt hervorgetreten. Es darf als erfreuliches Ergebnis dieser Aufklärungsarbeit bezeichnet werden, daß nunmehr der Antrag gestellt ist, den wegen seiner Bedeutung um die Vogelwelt bekannten Wanner See unter Schutz zu stellen. Der Vogelschutz darf heute keineswegs mehr als Spielerei oder Liebhaberei bezeichnet werden. Die Erhaltung des biologischen Gleichgewichts in der Natur ist von großer wirtschaftlicher Bedeutung. Der Ausfall an Ernteerträgen durch Schädlingsarten errechneten Sachkennner für das deutsche Bundesgebiet auf 15 Prozent des Gesamtanbaues = 2,5 Milliarden DM. Jeder Bauer sollte deswegen in seinem eigenen Interesse ein Vogelschützer sein, denn die Vermehrung der Vögel hilft mit der Zunahme der Insekten nicht Schritt. Die kleine Nähe wird reich belohnt werden, weil man dadurch an dem Einsatz von chemischen und technischen Bekämpfungsmitteln und nicht zuletzt auch an Arbeitskraft wie der einspart.

Meldungen zum Beitritt ins Morgenstern richte man an die Herren Tensch in Otterndorf und Konrad Schäfer in Wanna.

Ein „Marschenrat für Boden und Volkstum“ wurde für das freifische Gebiet gegründet. Er setzt sich aus

Vertretern der Heimatsvereine an der deutschen Nordseeküste zusammen. Zum Vorsitzenden bestimmte man Dr. Siebs, Bremerhaven. Ferner gehören dem Vorstände die Herren Ministerialrat Tange, Landschaftsrat Dr. Wiemann, Leer, und der Leiter des Amtes für Watten- und Marschenforschung, Dr. Haarnagel, Wilhelmshaven, an.

Verbot der Wahrsagererei (siehe Amtsblatt f. d. Landkreise Wesermünde vom 11. 11. 1950).

Der Morgenstern als Heimatsverein wird gewiß freisein von dem Anwurf, leichtfertig altes Brauchtum und altes überliefertes Volksgut beiseitezustoßen. Aber in diesem Falle begrüßen wir einen Runderlaß des Niedersächsischen Ministers des Innern vom 5. August 1950 gegen das entgeltliche Wahrsagen. „Wahrsagen“ im Sinne dieser Verordnung ist die Voraussage künftiger Ereignisse, das Wahrsagen der Gegenwart und der Vergangenheit und jede Offenbarung von Dingen, die dem natürlichen Erkenntnisvermögen entzogen sind. Hierzu gehört insbesondere auch die Stellung des Horoskops. Entgeltliches Wahrsagen liegt nach dieser Verordnung auch dann vor, wenn zwar kein Entgelt gefordert, aber doch angenommen wird.

Die Zusammenkünfte der Morgensterner finden auch in Zukunft an jedem Donnerstagnachmittag statt. Beginn 16.30 Uhr. Gäste sind willkommen. An jedem letzten Dienstag im Monat ist ferner eine Zusammenkunft für den Abend angesetzt, damit diejenigen, die nachmittags verhindert sind, dann erscheinen können. Ebenso ist auch weiterhin der Donnerstagsabend für die Arbeitsgemeinschaft bestehen geblieben. Beginn 20 Uhr.

Buchbesprechung

Benno Eibe Siebs, Die Sagen des Landes Wursten, Verlag von H. Finkbe, Bremerhaven, 1950.

Die vorliegende Sammlung ist eine Ergänzung und Umformung der schon im Jahre 1923 erschienenen Sagensammlung im Rahmen der Hansa-Heimatliteratur. Der Verfasser hat den rechten Weg beschritten. Er sammelte nicht aus Büchern und anderen gedruckten Quellen, sondern aus der Überlieferung des Volkes selbst. Freilich war die Aufgabe dadurch sehr erschwert, denn er stellt fest, daß „ein erschreckender Rückgang des noch in Volkes Mund lebenden Sagenschatzes“ erkennbar ist. Kein Wunder. Unsere Zeit ist nüchtern geworden. Schon die Aufklärung ging mit der scharfen Waffe des Hohnes und Spottes aller Überlieferung an altem Volksglauben zu Leibe. Weiterferten doch noch vor einigen Jahren Überkluge gegen unsere alten „Sittenverderben und unklügelichen“ Märchen. Der Verfasser hielt sich frei von jedem Deutungsversuch. Er gibt am Schluß nur Hinweise auf andere Sammlungen.

Die Sage geht abwärts von der Geschichte ihren Weg. Sie gräbelt, sinnt und versucht zu erklären und ist gleichsam der Schatten der Geschichte. Man soll sich aber hüten, Früchte pflücken zu wollen, die noch nicht ausgereift sind. Wer meint, aus der Sage geschichtliche Ereignisse lesen zu können, irrte. Die Forschungen eines Wolf, Stinrod, Kuhn, Schwarz, Panzer und wie sie alle heißen, trugen den Todeskeim schon in sich, weil sie voraussetzten, was erst bewiesen werden mußte — und nicht zu beweisen war: Die restlose Herkunft unserer

Sagen aus der altersgrauen Zeit der germanischen und indogermanischen Glaubenswelt.

Wir empfehlen das Büchlein in seiner ansprechenden Aufmachung Alten und Jungen, besonders aber allen Eltern als Festgeschenk für ihre Kinder auf den Weihnachtstisch.

Voranzeige. Volkstrachten, in manchen ländlichen Bezirken unseres Vaterlandes (etwa im Minden-Büchergeschehen als Festtracht, in der Schwalm, in Oberbayern) noch durchaus lebendig, sind bei uns bis auf wenige dürftige Reste verschwunden, denn sie sind bei der Arbeit un bequem, sie widersprechen oft neuzeitlichen gesundheitlichen Forderungen, und sie sind zu kostspielig. Waren sie doch vielfach in Stoff und Form Nachahmung und Anpassung alter reicher städtischer Prunktracht, an der das Land oft jahreundertlang zäh festgehalten hat, während die Stadt längst zu einer anderen Mode übergegangen war. So sind sie vor der (zunächst) billigeren und (vor allem!) mit Jahreszeit und Mode ständig wechselnden städtischen Kleidung gewichen; gewichen einer äußeren Gleichmachung, die das Industriezeitalter mit sich gebracht hat. Im Arbeitsgebiet des Morgensterns gen noch einige alte Mütterchen in der Bremerhavener Gegend die überkommene Tracht, besonders, wenn sie sich feinemachen, zur Kirche oder Stadt gehen, stärker ist das der Fall in der Börde Lauenburg. Hier hat der um die Erforschung der Börde in ihrem ganzen Umfang hochverdiente Lehrer Wilhelm Klenk (Mittelsteden) schon vor Jahrzehnten eine bauerliche Trachten- und Tanzgruppe zusammengefaßt, die sich mancherorts im alten Reich mit Beifall und Erfolg hat sehen lassen. Nun sind an die Stelle des älteren Geschlechts längst die Töchter (denn um weibliche Tracht handelt es sich hauptsächlich) und Söhne oder Enkelkinder getreten. Sie zeigen nicht nur die von Mutter oder Großmutter vererbte, sorgfältig geschnittene Tracht: die schweren, vielgefalteten, bortenbesetzten Röcke aus gediegenem, schönfarbigem Wollstoff; die oftmals schwerschwärzblauen Blusen und die zart oder lebhaft gefärbten Schürzen; die Häubchen mit den langen beblumten Bändern und verschiedenartigem Zierat; als Schmuck Brustspangen und Gürtelplatten aus blankem Messing mit allerdings nachgemachten, buntblühenden Steinen. Sie zeigen das alles vielmehr in Bewegung, am Spinnrad oder im Tanz. In einem Tanz, der neben ländlichem Rundtanz, offenen und Reigenformen wiederum — entsprechend der Tracht — einst städtische oder gar (wie in der Quadrille à la cour) veränderte oder vereinfachte höfische Bestandteile in sich schließt. Diese Lamsledter Jungen und Deerns, 16 Paare, wollen den Morgenstern also um die Mitte des Jahres 1951 besuchen; Herr Alend wird einleitende und erklärende Worte dazu sprechen. Und viel leicht werden sich auch die Städter mit den Landbewohnern im Tanze drehen. Genauere Anzeige über das Wann? und wo? folgt. Schür.

Das „Niederdeutsche Heimatblatt“ erscheint monatlich als Beilage der Nordsee-Zeitung/Nordwestdeutsche Zeitung. Es kann gesondert bezogen werden zum Preise von vierteljährlich 0,60 DM einschließlich Portokosten. Druck und Verlag: Nordwestdeutsche Verlagsgesellschaft mbH., Bremerhaven, Hafenstr. 140. Für den Inhalt verantwortlich: J. J. Cordes, Bremerhaven-L., Timmermannallee 24.